

## **Teil 1 – Wie alles begann**

»Etwas nicht zu können, ist kein Grund, es nicht zu tun.«  
- Alf

## 1

Es gab zwei Möglichkeiten: Entweder Stützräder montieren oder lernen das Ding zu fahren.

Den gesamten Morgen hatte ich damit verbracht mein Motorrad zu packen. Und jetzt fluchte ich. In jedem Blog, Buch oder Vortrag über eine Weltreise erzählten die Protagonisten stets, wie sie zu viel gepackt und dann später den Großteil ihrer Sachen verschenkt hatten. Ich dachte, mir würde das niemals passieren. Dann stand ich vor diesem Haufen, unter dem irgendwo mein Motorrad begraben sein musste. Die Maschine sah aus wie ein russischer Panzer. Koffer und ein riesiges gelbes Topcase waren montiert und beladen, zwischen Tankrucksack und Gepäckrolle hatte ich kaum noch Platz zum Sitzen. Die Isomatte war obdachlos und musste mit Spanngurten befestigt werden.

Bevor es losging, gab es noch ein letztes Mal Mamas Pfannkuchen und dann verabschiedete ich mich von meiner Familie, den Hunden und dem Haus.

Es zerriss mir das Herz. Ich hasste Abschiede. Dieser war besonders hart, denn ich wusste nicht, wann ich meine Lieben wiedersehen würde. Diese Reise hatte kein Verfallsdatum. Ich hatte es so gewollt. Und so sehr das fehlende Rückflugticket mir hoffentlich Freiheit ermöglichen würde, so schwer machte es nun den Abschied. Ich schwang mich auf meinen Panzer und als ich mein Gefährt gerade so balancieren konnte, fuhr ich fluchtartig nach Stuttgart. Dort sollte ich meinen Reisepartner Fou treffen. Wir wollten noch ein Erinnerungsfoto vor der schönen Kulisse des Stuttgarter Schlossplatzes schießen, bevor wir endgültig losfahren.

Es war kalt, diese Kälte, die in jede Ritze kriecht. Keine eisige, trockene, sondern nasse, ungemütliche Kälte. Und es war grau, nicht nur der Himmel, sondern auch die Kleider der Passanten, ihre Gesichter wirkten fahl. Die Sonne war schon seit Tagen nicht mehr zu sehen gewesen. Es war das perfekte Wetter um abzufahren.

Als ich den Schlossplatz erreichte, stand dort eine kleine

Menschenmenge und ich erkannte, dass es Freunde waren, die sich versammelt hatten, um uns zu verabschieden. Fou musste das organisiert haben. Ich hatte davon keinen blassen Schimmer und war total überwältigt.

Nur einer fehlte: Fou! Auch eine gute Stunde später gab es kein Lebenszeichen von ihm. Ließ er mich jetzt etwa hängen?

## 2

So stand ich da vor dem Schlossplatz und konnte nur warten. Umringt von Freunden, aufgereggt und ratlos, mit Ungeduld und vollem Benzintank. Während ich immer wieder auf die Uhr schaute, drehten meine Gedanken eine Ehrenrunde durch die vergangenen Monate. Zu all den Momenten, die mich hierher gebracht hatten.

Und zu Herrn Lehmann. Denn ich wäre nie auf die Idee gekommen eine Motorradweltreise zu machen, hätte Herr Lehmann nicht vor einigen Jahren sein Firmenjubiläum gefeiert. Diese kleine Feier war der Anfang vom Ende meiner Konzernkarriere.

Dabei dachte ich bis dahin, dass Karriere und ein gutes Leben Hand in Hand gingen. Ich wollte wichtige Arbeit verrichten und viel Geld. Das Ziel? Am besten 30-jähriger Vorstand mit Zweitwohnsitz auf einer Yacht. Deswegen hatte ich Betriebswirtschaft studiert. Obwohl sich mein Nebenjob als Barkeeper in einem Nachtclub nicht sonderlich günstig auf meinen Studienerfolg ausgewirkt hatte, war ich dennoch bei ThyssenKrupp untergekommen. Die Talentspäher der Konzernzentrale waren auf mich aufmerksam geworden und hatten mich sogar in einem Förderprogramm für Nachwuchskräfte aufgenommen. Ich war auf der Überholspur.

Thyssen zahlte ein gutes Gehalt, allerdings kein mit-30-auf-einer-Yacht-wohnen-Gehalt. Das nahm ich in Kauf. Es lief gut, ich hatte einen Job in einem der größten Unternehmen Deutschlands, verdiente gutes Geld und meine Chefs präsentierten mir schon die Sprossen auf der Karriereleiter.

Ich war motiviert, 23 Jahre alt und wollte etwas bewegen. Aber

anstatt den Laden aufzumischen, kämpfte ich gegen Windmühlen: Ingenieure, die kurz vor der Rente standen, ihre Büro-Birkenstockschuhe unter dem Schreibtisch geparkt hatten und ihre Stunden peinlich genau abrissen. Wir waren so innovativ wie die katholische Kirche. Neues passierte nur, wenn es von „oben“ kam (wie in der katholischen Kirche), es einen Projektplan gab und Mittel bereitgestellt wurden.

Während meines Studiums hatte das Arbeitsleben glorreich gewirkt: Endlich eigenes Geld verdienen und wichtige Arbeit verrichten. Endlich After-Work-Cocktails trinken. Endlich Anzug tragen. Endlich unabhängig und erwachsen sein.

Jeder, der jemals gearbeitet hat und nicht zufällig National-Geographic-Fotograf oder ein von Red Bull gesponserter Extremsportler ist, weiß, dass die Realität der Arbeitswelt anders aussieht. Anzüge zwicken ganz schön und anstatt sie in schicken Bars zu tragen, trug ich sie meist im Stau. Stuttgart ist die Stauhauptstadt Deutschlands, in der Autofahrer durchschnittlich unglaubliche 73 Stunden im Jahr still stehen. Zu den Hauptverkehrszeiten fließt der Verkehr in den Hauptschlagadern der Region wie das Blut in den Arterien von Fast-Food-Junkies.

War das nun das Leben, von dem ich geträumt hatte? Wahrscheinlich musste ich mich einfach damit abfinden und an die weniger prickelnden Aspekte des Angestelltendaseins gewöhnen. Vielleicht war das einfach der Lauf der Dinge? Schließlich gingen meine Kollegen auch nicht fröhlich jauchzend zur Arbeit, trotzdem kamen sie jeden Tag.

Ein Beweis dafür waren die vielen kleinen Feiern, wenn langjährige Mitarbeiter ihre 20-, 30-, oder 40-jährige Firmenzugehörigkeit zelebrierten. Es gab Butterbrezeln und Sekt. Vorm Chef wurde erzählt, wie schön es doch sei, hier zu arbeiten - und sobald der Chef im nächsten Meeting war, wie sehr man sich auf die Rente freue.

Meistens war es nett mit ein wenig Alkohol im Blut zurück an den Schreibtisch zu gehen, doch Herr Lehmanns Jubiläum war anders.

Herr Lehmann wäre sicherlich mindestens 1,99 Meter groß gewesen, wenn nicht die 30 Firmenjahre an seinen Schultern gezerzt hätten wie Zementsäcke. Irgendwie schaffte er es, jeden Morgen kurz vor mir durch das Firmentor zu schleichen und ich schlich ihm hinterher. Er quälte sich die Treppen hinauf, schlurfte

den endlosen, schmalen, fensterlosen Gang entlang, bis er die gläserne Bürotür erreichte, mit letzter Energie schleppte er sich zu seinem Stuhl und sackte wortlos zusammen. Jeden Tag blickte er mit demselben ausdruckslosen, halbtoten Blick auf seinen Bildschirm, wie ein Zoogorilla, der sich an die Wildnis nicht mehr erinnern konnte.

An seinem Ehrentag erzählte uns Herr Lehmann, wie sehr sich die Firma doch verändert hatte und wie schön es sei hier mit allen Brezeln zu essen. Nur um folgenden Satz hinterher zu schieben:

“Es ist doch verrückt! Mir kommt es so vor, als hätte ich gestern erst hier angefangen!”

Es waren drei Jahrzehnte vergangen. Ich blickte in den Spiegel und sah Herr Lehmann. Wenn ich jetzt die Augen schliesse und wieder öffnete, wäre ich dann 67 und würde Butterbrezeln verteilen?

Ich war schon auf dem besten Weg dahin. Genaugenommen befand ich mich in einer umgekehrten Schmetterlings-Metarmosphose: Ich war erst Schüler, Student und dann Hochschulabsolvent gewesen, flatterte stets leicht und unbeschwert durch das Leben, bis ich in die Arbeitswelt eintrat. Das Firmengelände war mein Kokon, in dem ich mich nun eingesponnen hatte. Hier wurden mir jegliche Ambitionen, Träume und Wünsche ausgetrieben. Bald würde ich bereit sein zu schlüpfen: als neuer Herr Lehmann!

Ich spürte die Veränderung. Ich war zwar erst seit zwei Jahren angestellt, hatte aber schon meinen Antrieb verloren. Die meisten Dinge waren mir einfach egal. Morgens stempelte ich ein und zählte schon die Stunden bis ich wieder gehen durfte. Die Zeit verging rasend und nun konnte ich Herr Lehmann verstehen – drei Jahrzehnte konnten tatsächlich verfliegen.

Das war kein gutes Leben. Es musste sich etwas verändern.

### **3**

Ich hatte einen Plan. Ich hatte meistens einen Plan und wenn nicht, dann arbeitete ich an einem. Planen, das ist mein Element. Allerdings plante ich nicht die kleinen Dinge, wie wann ich

irgendwo sein sollte, sondern eher das große Ganze. In meinen Plänen gründete ich Unternehmen oder kam zu einem Vermögen, aber verbesserte (zumindest vermeintlich) immer meine Lebensumstände.

Dieser Plan war recht einfach: Ich wollte reisen, egal wohin, am besten weit weg. Außerdem wollte ich Freiwilligenarbeit leisten. So würde ich sicherlich die Vorzüge der Arbeitswelt schätzen lernen und mich besser arrangieren können. Ein wenig die Hörner abstoßen und etwas von der Welt sehen, bevor es wieder zurückgehen würde ins richtige Leben. Ich würde mir danach einen neuen Job suchen, mit den schönsten Fotos mein neues Büro dekorieren und meine neuen Kollegen würden neidisch auf meine Errungenschaften und Souvenirs schauen.

Es ist leicht einen Plan zu schmieden, viel schwieriger ist es ihn umzusetzen.

Ich zweifelte daran, ob das die richtige Entscheidung war und sorgte mich um die Zeit danach. Erst war es ein Flüstern in meinem Ohr, doch je näher ich dem Tag meiner Kündigung kam, desto lauter wurde es:

*„Willst du wirklich deinen Lebenslauf ruinieren?“*

*„Glaubst du, du findest nach deiner Reise wieder einen Job?“*

*„Willst du so schnell aufgeben?“*

In der Zwischenzeit ging ich meiner Arbeit nur noch halbherzig nach und surfte stattdessen die meiste Zeit im Internet. Ich feilte an meinem Plan, recherchierte nach Hilfsorganisationen in Indien und Südamerika, checkte Flüge nach Australien und Hotels in Kanada. Ich wollte fliehen, aber die Zweifel wurden lauter und lauter und statt zu handeln, tat ich einfach nichts außer zu verbittern.

Das änderte sich erst, als Georg mich fragte, ob wir nicht gemeinsam nach Brasilien reisen wollten. Georg und ich sind schon länger Freunde, als ich mich erinnern kann. Er ist mein Reisebuddy. Wenn wir zusammen unterwegs sind, bleibt es im Gedächtnis, auch wenn es sich schädlich auf unsere Lebenserwartung auswirkt. Er ist der Typ, der morgens aus dem Hostel verschwindet und abends mit einer Horde neuer Freunde am Tresen steht und mit dem Barkeeper um die Rechnung würfelt. Er ist leicht zu erkennen, denn er trägt stets einen winzigen MP3-Player am Gürtel, auf dem nur eine Handvoll Lieder in Dauerschleife laufen und einen Stöpsel im Ohr.

Georg hatte die Chance bekommen für sechs Wochen Urlaub zuzunehmen. Wir waren im Jahr zuvor zwei Wochen auf Kuba gewesen und hypnotisiert von der karibischen Lebensfreude. In unserer Vorstellung gab es nur ein Land, das mithalten konnte und das war Brasilien.

Unsere gemeinsamen sechs Wochen waren das ideale Sprungbrett, um noch für einige Monate alleine weiter zu reisen, um mich dann einer Hilfsorganisation anzuschließen, die in Peru Erdbebenopfern half.

Das Zweifeln war nun kein Flüstern mehr, sondern ein Schreien:

*„Vor was läufst du davon?“*

*„Du wirst als verstrahlter Hippie an der Copacabana enden!“*

*„Wie soll es danach weiter gehen?“*

Auch wenn der Plan gut war, die Zweifel waren begründet: Diese Reise war eine Flucht. Ich wusste nicht, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Ich hoffte, dass nach dieser Reise Klarheit herrschen würde. Vielleicht würde ich dann bereit sein für Birkenstock und Gleitzeitkonto. Dann würde ich auch nicht mehr soviel Angst haben irgendwann Butterbrezeln zu verteilen.

Was mich in meinem Entschluss zu kündigen bestärkte, war die Gewissheit, dass dies meine letzte Möglichkeit war für ein solches Vorhaben. Die meisten meiner Arbeitskollegen konnten nicht einfach kündigen und auf Reisen gehen. Sie waren verstrickt in Verpflichtungen. Verpflichtungen wirken zuerst völlig harmlos, doch geht man sie ein, verstrickt man sich darin so schnell wie eine Fliege im Spinnennetz. Verpflichtungen gibt es in allen Formen: familiäre Verpflichtungen, Zahlungsverpflichtung für Hypotheken, Versicherungspolicen und Ratenkredite, Unterhaltsverpflichtungen für uneheliche Kinder oder teure Autos. Selbst wer gestorben ist, hat man noch die Verpflichtung sein Begräbnis zu bezahlen.

Ich hatte mich wochenlang davor gedrückt meinem Chef die Kündigung zu geben, zweifelte heftiger als zuvor an der Entscheidung, doch die Angst war größer zum nächsten Herrn Lehmann zu werden und bald von Verpflichtungen erdrückt zu werden. Bei einer gemeinsamen Kaffeepause nahm ich schließlich meinem Mut zusammen und kündigte meine aussichtsreiche, gutbezahlte Anstellung.

Ich war frei.

## 4

Ein paar Monate später standen Georg und ich in Badehosen und mit Nikolausmützen an der Copacabana in Rio de Janeiro. Operation „Hörner abstoßen“ begann.

Ich hatte die Hoffnung gehabt, mir auf dieser Reise meine Portion Abenteuer zu holen. Dann, so glaubte ich, wäre ich bereit für das richtige Leben mit Job und Eigenheim.

Was für eine bescheuerte Idee.

Das Unterfangen war zum Scheitern verurteilt, bevor ich überhaupt einen Fuß auf südamerikanischen Boden setzte. Ich wollte meine Lust aufs Reisen in den Griff bekommen, indem ich reisen ging? Ich wollte eine Beziehung mit Routinen und Alltag eingehen, indem ich ein Verhältnis mit dem Nervenkitzel anfang?

Es war als ob man einem Vogel die Sehnsucht nach Freiheit austreiben wollte, indem man ihn fliegen ließ.

Und so kam es, wie es kommen musste: Georg und ich unternahmen Expeditionen zu verborgenen Stränden und in die Favelas, wir sahen einen Rochen aus dem Wasser springen, der uns zu grüßen schien. Wir feierten Silvester mit einer Millionen weiß gekleideter Menschen und jagten Unmengen an Caipirinhas durch unsere Nieren. Wir sangen Lieder, die wir nicht kannten und lagen in den Armen von fremden Menschen.

Nach sechs Wochen musste Georg nach Hause und ich verlor zuerst meine Kreditkarten und danach meine Angst vorm Alleinsein. Ich reiste mit einer hübschen Chilenin durch Uruguay, mit einem kanadischen Kanuguide ging ich auf die Suche nach der Diamantenlagune und ein israelischer Ex-Soldat schleppte mich in den bolivianischen Dschungel und ich ihn in eine Kokainbar.

In Peru schloss ich mich einer Freiwilligenorganisation an, schlief auf einer Strohmattmatratze, half tagsüber Häuser für Erdbebenopfer zu bauen und spielte abends mit den Kindern aus dem Dorf Fußball. Ich sah arme Menschen, die viel glücklicher waren als ich es von zu Hause kannte und der Ärmste von ihnen lehrte mich wahre Großzügigkeit.

Die acht Monate in Südamerika waren eine emotionale Achterbahnfahrt und doch das Beste, was ich bis dahin mit meinem Leben angestellt hatte.

Und dann musste ich zurück nach Stuttgart.



## 5

Ich strandete zu Hause wie ein verirrter Wal und genauso drohte ich an meinem eigenen Gewicht zu ersticken. Es war aber nicht mein Körper, der mich erdrückte, sondern das Gewicht meiner Gedanken.

Diese Reise sollte mich auf das richtige Leben vorbereiten und hatte ihren Zweck erfüllt. Ich war nun tatsächlich bereit für das wahre, richtige Leben. In Südamerika hatte ich es zum ersten Mal gespürt und es gleich mit beiden Händen gegriffen, hatte es geschüttelt und angeschrien: „*Ich fühle dich!*“ Und es ohrfeigte mich heftig und schrie zurück: „*Endlich! Endlich bist du aufgewacht!*“

Dadurch lernte ich eine neue Superkraft kennen: Ich konnte nun die Zeit anhalten. Das war ein Nebeneffekt davon tatsächlich zu leben. Für mich fühlten sich die acht Monate in Südamerika an wie 80 Jahre. Wenn ich Freunde traf, fragten sie mich hingegen verwundert: „Wie? Du bist schon zurück? Du bist doch eben erst gegangen?“

Reisen war offenbar Gegenmittel für die Metarmophose zu Herrn Lehmann. Während ich für ThyssenKrupp arbeitete, war ich gefangen im grauen Alltag. Aufstehen, zur Arbeit fahren, einstempeln, ausstempeln, einkaufen, nach Hause fahren. Die Zeit verflog, denn Routinen sind der größte Feind der Zeit. Routinen fressen Zeit; Routine hatte Herrn Lehmann gefressen und sie würde auch meine Zeit vernichten, wenn ich nicht aufpassen würde.

Mit diesen Gedanken stand ich vor der nächsten schweren Entscheidung: Meine Familie, der Großteil meiner Freunde, die Gesellschaft, meine Versicherungsmaklerin, der Ikea-Verkäufer, der Bausparvertreter und ich hatten allesamt gehofft, dass es nach dem südamerikanischen Intermezzo an der Zeit sei für einen normalen Job und eine Modelleisenbahn.

In mir reifte aber schon ein anderer Plan. In Peru hatte ich das Buch „Fliegen ohne Flügel“ von Tiziano Terzani gelesen und es begann mit folgenden Worten:

„Hätte es an mir gelegen, wäre ich, reich, im Florenz der Renaissance geboren worden. Ich hätte die Welt bereist und Briefe an meine Freunde geschrieben. Stattdessen kam ich, arm, mit ein paar Jahrhunderten Verspätung, aber immerhin in Florenz zur Welt. Ich musste mir nur noch ein Leben erfinden, in dem ich reisen und schreiben konnte.“

Ist es nicht eine wundervolle Idee sich sein eigenes Leben zu erfinden? Ich hatte zwar immer noch keine Idee, wie ein gutes Leben aussehen konnte, aber ich liebte das Reisen. Warum nicht noch einmal aufbrechen und mit offenen Augen und offenem Herzen nach neuen Werten, vergessenen Ideen und Weisheit suchen, die nicht in der Schule gelehrt wird und mir unterwegs Spielregeln für ein gutes Leben erfinden?

Dieses Mal wollte ich meinen Rucksack zu Hause lassen und wollte stattdessen das Motorrad wählen. Vor einigen Jahren war meine Kinnlade heruntergeklappt, als ich vor dem Fernseher gesessen und über die Motorradweltreise von Ewan McGregor und seinem Kumpel Charlie gestaunt hatte.

Damals verabscheute ich Motorräder. Warum sollte man sich auf so einen lauten Höllenstuhl setzen, nur um sich vom nächsten Rentner über den Haufen fahren zu lassen? Nachdem Ewan und Charlie mir im Film aber gezeigt hatten, dass man mit Motorrädern auch reisen kann, saß ich alsbald in der Fahrschule.

Das Motorrad stellte ich mir als ideales Reisemittel vor. Wer im Flugzeug reist, verlernt schnell genau hinzusehen und die gemütliche Verkürzung der Entfernung verkürzt auch das Verstehen. Ich wollte mir mehr Zeit nehmen, mich anstrengen, tatsächlich erobern; anstatt mich hinter klimatisierten Fenstern vor der eigentlichen Welt zu verstecken, wollte ich Teil davon sein.

Ich war zwar erst ein Mal mit dem Motorrad nach Sardinien gefahren, würde im Gegensatz zu Ewan und Charlie keine Begleitfahrzeuge haben, hatte kein Geld und nicht einmal einen Job, um das zu ändern. Dafür hatte ich den ultimativen Plan: Ich wollte mit dem Motorrad so weit fahren, wie ich es schaffen konnte.